

Inhalt: Eine neuidealistische Pädagogik. Von Privatdozent Prof. Dr. Budde. — Friedrich Nietzsches Geisteskrankheit in fragwürdiger psychiatrischer Beleuchtung. Von Martin Savenstein. — Eine Märtyrerin der Philosophie. Von Dr. R. Salinger. — Vor hundert Jahren.

Eine neuidealistische Pädagogik.

Von Privatdozent Professor Dr. Budde (Gannover).

Erst nach langen, schweren Kämpfen, aber jetzt auch mit stets wachsendem Erfolge, beginnt sich neuerdings gegenüber dem Naturalismus ein neuer Idealismus durchzusetzen, der in Rudolf Cudens in Zena einen seiner bedeutendsten Vertreter hat. Die Philosophie Cudens hat begonnen, die verschiedensten Gebiete des geistigen Lebens zu befruchten, so vor allem das Gebiet der Religion. Aber sie hat seit mehreren Jahren auch die Pädagogik zu beeinflussen angefangen und innerhalb ihres Gebietes schon eine neue pädagogische Richtung geschaffen, zu deren Vertretern man Braun, Obendorff, Kesseler, mich u. a. rechnen darf.

Der Neuidealismus Cudens nimmt jenseits der einzelnen Seelenvermögen eine Gesamttätigkeit, ein Geistesleben an, das durch seine eigene Bewegung sich zu einer selbständigen Wirklichkeit entfaltet und zugleich auch den Gegensatz von Subjekt und Objekt, von Zustandlichkeit und Gegenständlichkeit umfaßt. Bei diesem Geistesleben handelt es sich nicht bloß um eine Aneignung und Verhärkung besonderer Seiten, sondern um ein Selbständigmachen und ein Zusammenfassen aller in uns wirksamen Innerlichkeit, um einen neuen Ausgangspunkt für das Ganze des Lebens. Dieses Geistesleben wird nicht vom Menschen erzeugt; wenn es dem bloßen Menschen angehörte, dann wäre sein Anspruch, einen neuen Daseinskreis gegenüber der Natur zu bilden und neue Größten und Güter gegen die sie beherrschenden aufzubringen und durchzusetzen, von vorn herein unsinnig und ausichtslos. Es muß ein Weltleben hinter sich haben und von seiner Kraft getrieben werden.

Das geistige Leben hat im menschlichen Kreise zunächst kein eigenes Gebiet, sondern es entwickelt sich von unserem natürlich-menschlichen Dasein aus und kann seiner nicht entbehren. Dadurch entstehen immer wieder Verwicklungen, weil das Bloßmenschliche stets bereit ist, das Geistesleben zu sich herabzuziehen. Und so wurde denn auch im Laufe der Menschheitsentwicklung das Geistesleben oft tief in das Bloßmenschliche hinabgezogen, aber es ließ sich doch nie dauernd erniedrigen, sondern übte vielmehr immer wieder aller Zerstreuung gegenüber ein Wirken zum Ganzen. Deshalb erscheint wohl die Geschichte nicht als ein Reich der reinen Vernunft, aber doch als eine Stätte, wo ungeheuren Widerständen zum Trotz eine gewisse Vernunft sich durchsetzt. Wenn unser Denken in einem begründeten Leben wurzeln und zugleich eine zwingende Kraft und einen Weltcharakter gewinnen soll, so muß im Bereich des Menschen ein Leben erwachsen, das allen Spaltungen entgegenzuwirken, das aus seiner eigenen Bewegung umfassende Zusammenhänge zu entwickeln vermag und das alles, was es ergreift, nicht bloß von außen her berührt, sondern es von innen her gestaltet und seiner eigenen Tiefe zuführt. Nur wenn der Mensch ein Leben zu teilen und dadurch den Schranken seiner besonderen Natur zu entwachsend vermag, kann sein Denken von einem bloßen Kennen der Dinge zu einem wahrhaftigen Erkennen vordringen.

Zu einem solchen Leben oder Geistesleben gehört wesentlich die Religion, die ja gerade eine innere Erhöhung des Menschen anstrebt und deren Wesen die Eröffnung eines neuen Lebens und einer neuen Welt ist. Aber die Religion umfaßt nicht das ganze Geistesleben, sondern Moral, Kunst und Wissenschaft gehören ihm ebensowohl an; erst sie alle zusammen führen zu dem wahren vollen Geistesleben. Religion, Moral, Kunst und Wissenschaft mit ihren in der Geistesgeschichte der Menschheit erprobten Wertigkeiten müssen zusammen die Bausteine liefern zum Aufbau eines selbständigen Geisteslebens, eines Innenlebens und einer Innenwelt, die sich der Natur und der Kultur entgegenzustellen vermag.

Erst auf dem Grunde eines solchen Geisteslebens gewinnt auch der Begriff der Persönlichkeit, mit dem heutzutage viel Unfug getrieben wird, eine Berechtigung. Ohne Frage gibt es ein Recht der Persönlichkeit, und Cuden betont dieses so entschieden, daß man seiner Philosophie auch wohl die Etikette „Personalismus“ aufgeklebt hat. Aber wenn man von einem Recht der Persönlichkeit reden will, dann muß man vor allem erst einmal auch von dem Begriff „Persönlichkeit“ eine klare Vorstellung haben. Wahrhafte Persönlichkeit hat zur Voraussetzung innere Selbständigkeit gegenüber Natur und Gesellschaft. Diese Selbständigkeit erwächst aber nur auf dem Boden einer Geisteswelt mit ewigen und absoluten Werten. Indem der moderne Individualismus geglaubt hat, dieser Geisteswelt entraten und sie durch subjektive Stimmungen ersetzen zu können, hat er den Begriff „Persönlichkeit“ verengt und entstellt. Wenn man den Menschen allein auf seine subjektiven Stimmungen stellt und wenn in jeder Stimmung die Wahrheit erscheinen soll, dann gibt es ebenso viele Wahrheiten wie subjektive Stimmungen, dann wird, weil doch die Stimmungen wechseln, das, was eben noch wahr war, im nächsten Augenblick unwahr, dann verliert also das Leben alle Wahrheit. „Gibt es etwas, das mehr erwidert und tiefer niederbrückt als der unablässige Umschlag der Meinungen und Stimmungen, das eifrige Verleugern dessen, was eben noch begeistert verehrt wurde, die Herabhebung aller geistigen Bewegung zu einer Sache bloßer Laune und Mode?“ (Cuden.) An einer besonderen Stelle kann keine Wahrheit haben, was nicht im ganzen wahr und in seinen Zusammenhängen begründet ist. Eine Wendung zur Persönlichkeit kann sich nur auf Grund eines besonderen, selbständigen Geisteslebens, einer neuen Weltstufe und im Zusammenhang mit ihr vollziehen. Ohne dieses Geistesleben kann der Mensch sich nicht über die naturhafte Ordnung hinausheben, die ihn zunächst umfaßt und beherrscht. Erst bei der Anerkennung einer Welt innerer Unendlichkeit kann wahre Persönlichkeit sich bilden, denn es handelt sich bei Persönlichkeit um ein neues Grundverhältnis zur Welt, um eine neue Art des Lebens und Seins. „Steht aber die Sache so, so ist Persönlichkeit für den Menschen keine fertige Tatsache, die er bequem und hurtig sich aneignen könnte, kein sicherer Ausgangspunkt, der sich mühelos einnehmen ließe, sondern sie bedeutet für ihn eine große und schwere Aufgabe, sie verlangt eine völlige Umwälzung der vorgefundenen Lage.“ (Cuden.)

Somit ist auch für die Bildung von Persönlichkeiten immer die erste Voraussetzung, daß ein Ganzes des Geisteslebens im Grunde unseres Wesens wirkt. Man darf aber dieses Geistesleben nicht, wie es Spinoza und noch mehr Hegel tat, allein in die intellektuelle Tätigkeit setzen, sonst kommt man nur zu einer Wirklichkeit logischer Formeln. Zu diesem Geistesleben gehören auch wesentlich das religiöse Gemütsleben, die Moral und das künstlerische Schaffen. So wirken also in diesem Geistesleben Intellekt, Phantasie, Gemüt und Wille harmonisch zusammen; erst sie alle zusammen können die Innenwelt aufbauen, von der aus sich der Mensch selbständig der Gesellschaft und auch der Natur gegenüberzustellen vermag. Erst sie alle zusammen schaffen die wahre Persönlichkeit. Zu dem freien Aufbau eines solchen Geisteslebens darf die Gesellschaft dem einzelnen Menschen nicht hinderlich sein und ihn dafür ihren eigenen Zwecken opfern. Die tatsächlichen großen Leistungen einer Sozialkultur sollen keineswegs verkannt werden, aber diese darf nun nicht den Anspruch erheben, alles leisten und das ganze Dasein des Menschen ausfüllen zu können. Sonst erhalten die einzelnen Lebensgebiete eine Gestaltung, durch die das Individuum in unerschütterlicher Weise eingeschnürt wird. Die Sozialkultur behandelt den geistigen Gehalt des Lebens als ein Mittel für das menschliche Wohlbien. Wenn aber die geistige Betätigung nicht als Selbstzweck behandelt wird, dann sinkt sie mit Notwendigkeit herab. Hier gilt es, gegenüber der Sozialkultur und auch gegenüber dem Politismus die Rechte des Individuums geltend zu machen, damit die Selbständigkeit des Geisteslebens gewahrt bleibt.

Die Konsequenzen einer solchen Weltanschauung wie der eben kurz skizzierten für die Pädagogik ergeben sich ohne Schwierigkeit. Wenn das Ziel des Menschenlebens die An-

erkenntnis und die Aneignung eines selbständigen Geisteslebens ist, dann muß das Ziel der Jugendbildung, die zum Leben das erste Rüstzeug liefern soll, die Anbahnung eines solchen Geisteslebens sein. Aber es muß dabei mit der Anschauung des Intellektualismus gebrochen werden, daß das Geistesleben mit dem Intellekt gleichzusetzen sei. Vielmehr sind für dieses Phantasia, Gemüt und Wille von nicht geringerer Bedeutung als der Intellekt. Demnach muß auch die Jugendbildung so gestaltet werden, daß in ihr alle geistigen Kräfte gleichmäßige Pflege finden, daß neben der intellektuellen Bildung auch die ethische und die ästhetische Bildung zu ihrem Rechte kommen. Die bestehende Unterrichtsorganisation, besonders die der höheren Schulen, basiert noch im wesentlichen auf dem Intellektualismus Hegels, der Geist und Intellekt, Geistesleben und Denken gleichsetzt und deshalb die intellektuelle Bildung zum Grund- und Gestein auch der Jugendbildung machte. Der Neudealismus aber vertritt die Ansicht, daß der Intellekt nur ein Komponent des Geisteslebens ist, daß zu diesem wesentlich auch Phantasia, Gemüt und Wille gehören und daß deshalb diese Faktoren des Geisteslebens auch für die Jugendbildung von gleicher Bedeutung sind wie der Intellekt und gleicher Pflege bedürfen. Daraus ergibt sich die praktische Folgerung, daß die Vorherrschaft des Intellektualismus in den sprachlich-historischen und den ethischen Fächern zu beseitigen ist und diese auch in gleicher Weise mit in den Dienst einer ethischen und ästhetischen Bildung gestellt werden müssen. Ethische Bildung müßte vor allem das oberste Ziel des Religionsunterrichts sein. Er soll allein der religiösen und ethischen Bildung dienen. Er geht aber aller wahren religiösen und ethischen Wirkung verlustig, wenn er wesentlich nur das Gedächtnis belastet, wenn wortmäßige Formulierung und rein verstandesmäßige Behandlung ihn beherrschen. Auch wird die dogmatische Gestaltung dieses Unterrichts immer unhaltbarer, je mehr sich die Kreise der religiös-interessierten Gebildeten unter dem Einfluß der theologisch-historischen Kritik immer entschiedener vom Dogma abwenden. Die Mehrzahl der Gebildeten, soweit sie nicht überhaupt die Religion aufgegeben haben, steht den Dogmen ablehnend gegenüber, und so steht ein dogmatischer Religionsunterricht in Widerspruch mit den religiösen Anschauungen der großen Mehrzahl von Eltern und Lehrern. Alles in allem darf der Religionsunterricht nicht vor allem danach streben, religiöses Wissen zu erzeugen, sondern er muß es vielmehr als seine Hauptaufgabe betrachten, tiefes, religiöses Interesse zu erwecken, Ehrfurcht vor dem, was über uns, und Ehrfurcht vor dem, was neben und was unter uns ist. Wenn er sich diese Aufgabe stellt und sie löst, dann kann er zur Anbahnung des Geisteslebens in der Jugend hervorragend mitwirken.

Nicht minder zwingend verlangt die neudealistische Weltanschauung eine Zurückdrängung des Intellektualismus aus dem deutschen Unterricht. Dieser Unterricht kann zwar auch einer intellektuellen Bildung nicht ganz entzogen, aber er sollte neben ihr auch eine ästhetische und eine ethische Bildung anstreben. Zwar darf in ihm nicht, wie es auf dem Weimarer Kunst-erziehungstage einige Vertreter einer Kunstszene verlangten, der Intellekt einfach ausgeschlossen und der ganze deutsche Unterricht nur zu einem ästhetischen Genießen werden, aber man darf doch andererseits auch in den Schulen nicht vergessen, daß ein literarisches Kunstwerk, eine Dichtung, eben weil es ein Kunstwerk ist, sich in erster Linie an Phantasia und Empfinden wendet und deshalb der Intellekt hier zurücktreten muß. Der deutsche Unterricht soll aber neben der intellektuellen und der ästhetischen Bildung vor allem auch ethische Bildung anstreben. Diese könnte er in ganz anderem Maße als bisher erzielen, wenn auch unsere großen Prosaisker und vor allem unter diesen die Philosophen in dem deutschen Unterricht der Oberstufe unserer höheren Lehranstalten mit herangezogen würden. Bei ihnen handelt es sich um eine Quelle edelster Persönlichkeitsbildung. Gerade die Frage einer philosophischen Unterweisung der Schüler der Oberstufe der höheren Schulen wird immer brennender. Männer wie F. Paulsen, R. Cuckert, R. Lehmann haben die Notwendigkeit einer solchen Unterweisung wiederholt und überzeugend nachgewiesen. Sehr mit Recht stellt es Paulsen als eine bedeutliche Erscheinung hin, daß jetzt ein sehr großer Teil unserer Studierenden ohne jede Berührung mit der Philosophie bleibt und infolgedessen in der gebildeten, auch der akademisch gebildeten Welt ein kläglicher Mangel an Orientierung über die letzten Fragen der Wirklichkeit und des Lebens herrscht. Die Folgen seien: unger Skeptizismus, oberflächlichster Materialismus, prinzip-

loser Eklektizismus, Hereinfallen auf jeden neuesten Einfall, der sich philosophisch drapiert. Doch diese und andere Forderungen, die man im Interesse der Anbahnung wahren und echten geistigen Lebens in der Jugend an den deutschen Unterricht der höheren Schulen stellt und stellen muß, werden nicht erfüllt und nicht erfüllt werden können, solange sich der deutsche Unterricht vor allem zugunsten der fremden Sprachen, die nach alter Ueberlieferung neben der Mathematik die Scheide bilden sollen, in der das Schwert des Geistes steckt, mit einer so kümmerlichen Stundenzahl begnügen muß, als dies heute noch der Fall ist. Hoffentlich wird es dem im vorigen Jahre gegründeten, sehr zeitgemäßen Germanisten-Verband gelingen, auf diesem Gebiete in nicht allzu ferner Zeit Wandel zu schaffen.

Auch im fremdsprachlichen Unterricht herrscht noch der Intellektualismus in unberechtigter Weise vor. Auch dieser Unterricht muß nicht nur eine intellektuelle, sondern auch eine ästhetische und vor allem eine ethische Bildung gewähren. Solange es sich um die Aneignung der Sprachen als solche handelt, steht wohl die intellektuelle Bildung im Vordergrund. Wenn diese aber erfolgt ist, soweit die Lektüre sie erforderlich macht, dann hat die Sprache als solche zurückzutreten. Das Ziel des gesamten fremdsprachlichen Unterrichts, des allsprachlichen wie des neupracheischen, auf der Oberstufe der höheren Schulen muß in erster Linie das verständnisvolle Lesen der Schriftsteller und damit ein wirkliches Eindringen in die Kultur- und Gedankenwelt der fremden Völker sein. Wenn aber dieses Ziel auf der Oberstufe wirklich erreicht werden soll — heute wird es trotz des großen Zeitaufwandes nicht erreicht —, dann muß hier allein die Lektüre herrschen, dann darf man hier nicht durch besondere Grammatikstunden und Skripta dem altverehrten, aber nicht altbewährten Intellektualismus Konzessionen machen. Ein weniger intellektualistischer, vom Bann der sogenannten „formalen Bildung“ befreiter fremdsprachlicher Unterricht würde auch mit weniger Zeit auskommen können, als er jetzt auf Kosten viel wichtigerer Unterrichtsstoffe verschlingt.

Im Geschichtsunterricht macht sich der Intellektualismus vielfach in der ganz unberechtigten Wertschätzung einer gedächtnismäßigen Aneignung von Zahlen und Thaten bemerkbar. Es sollte aber das Hauptziel dieses Unterrichts sein, die leitenden kulturhistorischen Ideen herauszuarbeiten und den Schülern verständlich zu machen sowie ihnen in den Helden der Geschichte Vorbilder aufzustellen, an denen sie sich ethisch emporarbeiten können. Also auch dieser Unterricht hat neben historischer Bildung ethische Bildung zu erstreben. Die rein intellektuelle, und zwar formale Intellektbildung ist und bleibt das Spezialziel der Mathematik.

Nach der Bedeutung, die der Neudealismus dem selbständigen Geistesleben des Individuums gegenüber dem Staat und der Gesellschaft beimißt, muß von der Pädagogik gefordert werden, daß sie die geistige Individualität auch in der Jugendbildung entsprechend berücksichtigt, weil gerade dieses Individuelle die Quelle aller wirklich bedeutenden Leistungen ist. Auch mit dieser Forderung tritt der Neudealismus unserer Zeit in Gegensatz zu Hegel, der besonders auf die Gestaltung des höheren Knabenkultus seinerzeit großen Einfluß ausgeübt hat und dessen Staatslehre in überspannter Weise alles Individuelle der Staatsidee opferte. Dieses Individuelle kann nur gedeihen, wo ein gewisses Maß von Freiheit herrscht. Hegel befürchtete, daß mit der Freiheit Mißbrauch getrieben werden würde, und er verbannte sie deshalb. Guden fordert dagegen mehr Freiheit, selbst auf die Gefahr hin, daß sie hier und dort mißbraucht werden wird, weil er davon überzeugt ist, daß ohne Freiheit eine Entfaltung wirklichen geistigen Lebens und ein Ausreifen der Persönlichkeit nicht möglich ist. Und zwar bedürfen wir auf dem Gebiete der Jugendbildung größerer Freiheit sowohl im Unterricht wie in der Zucht.

Es entspricht durchaus Hegels Anschauungen, daß von allen Schülern unbekümmert um ihre individuelle Eigenart in allen Fächern ein bestimmtes Maß von Leistungen verlangt wird und daß deshalb auch die höhere Schule von unten bis oben eine starre Organisation hat, die auf keine geistige Eigenart Rücksicht nimmt. Nach dieser Theorie muß verlangt werden, daß alle Schüler in gewissen Fächern ein bestimmtes Maß von Wissen und Können zeigen und daß ein diesbezüglicher Mangel durch nichts ausgeglichen werden kann. Wenn man aber bedenkt, daß meistens gerade

die bedeutendsten Menschen eine einseitige Begabung zeigen und beim besten Willen nicht in allen Unterrichtsfächern das Geforderte leisten können, so ergeben sich aus jener Theorie bedeutliche Konsequenzen, besonders für die Oberstufe der höheren Schulen. Hier tritt eine individuelle Differenzierung der Neigungen und Anlagen bei einer Mehrzahl von Schülern klar hervor. Man trifft unter Primanern auf der einen Seite Schüler mit ausgesprochener Neigung und Begabung für sprachlich-historische Fächer, auf der anderen mathematisch-naturwissenschaftliches, wieder auf einer anderen philosophisches oder literarisches Talent. Dieser naturgewollten Verschiedenheit müßte nun auch in der Unterrichtsorganisation Rechnung getragen werden. Geschichte dies nicht, sondern verlangt man, wie es bei der überkommenen Einrichtung, von kleinen Ausnahmen abgesehen, noch heute der Fall ist, von allen Primanern in allen Fächern gleiche Leistungen, dann unterdrückt man einmal die individuelle geistige Eigenart, die die wertvollste Mitgift des einzelnen Menschen ist, und stößt andererseits dem Schüler Abneigung gegen geistige Arbeit ein, weil man ihn zwingt, geistige Nahrung aufzunehmen, die er sich nicht assimiliieren kann. Und so wird dann geistiges Leben ertötet, wo es bei entsprechender Berücksichtigung der Individualität der Schüler aufs lebhafteste geweckt werden könnte. Eine solche Nivellierung der geistigen Eigenart, wie sie durch die starre Unterrichtsorganisation auf der Oberstufe unserer höheren Schulen unterstützt wird, liegt aber nicht bloß nicht im Interesse des einzelnen Individuums, sondern auch nicht im Interesse des Staates, für den doch sicherlich Persönlichkeiten von geistiger Selbständigkeit und mit ausgeprägter geistiger Eigenart am wertvollsten sind, und der es sich deshalb angelegen sein lassen sollte, der individuellen geistigen Eigenart überall, wo sie hervortritt, eine möglichst große Entfaltungsmöglichkeit zu gewähren. Diese Möglichkeit hat aber in der Organisation der Jugendbildung zur Voraussetzung eine größere Freiheit in dem Unterrichtsbetrieb der Oberstufe der höheren Schulen, wo die geistige Eigenart der Schüler deutlich hervortritt. Wir müssen deshalb hier mit der starren Unterrichtsorganisation brechen und hier allgemein die sogenannte „Bewegungsfreiheit“ durchführen, die es den Schülern ermöglicht, Fächer, die ihrer Begabung nicht liegen, teilweise oder ganz abzustoßen, wenn sie dafür in anderen Fächern, die ihrer Begabung entsprechen, mehr leisten. Diese Bewegungsfreiheit entspricht durchaus dem Bildungsideal des Neidealismus, weil sie ja gerade eine gleichmäßige Berücksichtigung der verschiedenen geistigen Anlagen, also eine Entfaltung aller geistigen Kräfte herbeiführen will. Durch diese Bewegungsfreiheit kann man selbständiges geistiges Leben wecken und fördern und wesentlich dazu beitragen, in den Schulen statt Schablonenmenschen selbständige Köpfe heranzubilden. Man hat ja an einigen wenigen höheren Schulen mit dieser Bewegungsfreiheit schon erfreuliche Anfänge gemacht, aber die bislang angestellten Versuche sind noch zu wenig durchgreifend. Man kann, wie ich bereits in meiner Schrift „Die Wandlung des Bildungsideals in unserer Zeit“ (Beyer u. Söhne, Langentalza, 2. Auflage 1912) hervorgehoben habe, der Unterrichtsorganisation auf der Oberstufe der höheren Schulen noch nicht dadurch die notwendige individuelle Gestaltung geben, daß man einzelne Schüler von einigen Stunden Mathematik, andere von einigen Stunden Latein befreit und ihnen dafür Gelegenheit zur Weiterbildung in selbstgewählten Fächern gibt. Es muß vielmehr möglich gemacht werden, daß ein Schüler dieses oder jenes Fach, das ihm durchaus nicht liegt, ganz abstoßen und die dadurch gewonnene Zeit dem Fache seiner Wahl widmen kann. Die besonderen Kurse, die für den der individuellen geistigen Eigenart Rechnung tragenden Unterricht eingerichtet werden, müssen die Hauptrichtungen berücksichtigen, die bei Primanern in der Differenzierung der Anlagen und Neigungen hervortreten. Diese Hauptrichtungen liegen aber entweder auf dem philosophischen oder auf dem mathematisch-naturwissenschaftlichen oder auf dem philosophisch-literarischen Gebiete. Wir brauchen deshalb, getrennt vom lehrplanmäßigen Unterricht, Sonderkurse mit einem philologischen, andere mit einem mathematisch-naturwissenschaftlichen und wieder andere mit einem philosophisch-literarischen Zentrum.

Aber eine Persönlichkeitsbildung im Sinne des Neidealismus erfordert nicht bloß mehr Freiheit im Unterricht, sondern auch in der Zucht. Zwar dürfen wir nicht nach dem Rezept moderner extremer pädagogischer Individualisten der Jugend

eine schrankenlose Selbstentfaltung aller ihrer Eigenheiten und Kräfte konzidieren, wir müssen vielmehr von ihr Gehorjam verlangen. Aber es darf dies nicht ein knechtischer Gehorjam sein, der nur dem äußern Zwange folgt, sondern es muß ein befehlter Gehorjam sein, der aus innerer Ueberzeugung und Notigung hervorgeht. Ein solcher Gehorjam kann aber nur dort entstehen, wo neben dem unvermeidlichen Zwange auch weitgehende Freiheit herrscht. Denn allein in der Freiheit kann sich auch das Selbstverantwortlichkeitsgefühl entwickeln, das so wichtig für die Charakterbildung ist. Von solchen Erwägungen aus begriffen wir auch lebhaft die neuerdings viel empfohlene und auch schon mehrfach durchgeführte „Selbstregierung der Schüler“. Indem durch diese den Schülern Gelegenheit gegeben wird, sich dadurch, daß sie tätig mitwirken bei der Aufrechterhaltung der Ordnung und der Zucht in der Schule, in der Selbstverantwortung praktisch zu üben, wird in ihnen das Selbstverantwortlichkeitsgefühl aufs lebhafteste geweckt und gestärkt. In ganz besonders musterhafter Weise ist diese Selbstregierung seit Jahren durchgeführt von Direktor Walter an der Musterschule in Frankfurt a. M.

Man sieht, daß der Neidealismus Eudens auch auf dem Gebiet der Pädagogik sich äußerst fruchtbar erweist und vorzüglich geeignet ist, die deutsche Schule, und zwar ganz besonders die höhere Schule, in einer dem Erziehungsideal und den modernen Kulturverhältnissen entsprechenden Weise neu zu gestalten. Vor allem kann uns diese Philosophie zeigen, welche Maßregeln ergriffen werden müssen, um unsere höheren Schulen aus intellektualistisch gerichteten Gelehrtenschulen zu wahrhaft humanistischen Erziehungsschulen zu machen und sie damit wieder auf das Fundament zu stellen, das Wilhelm von Humboldt im Sinne hatte und das später vor allem unter dem Einflusse des Hegelschen Intellektualismus verlassen worden ist.

Friedrich Nietzsche's Geisteskrankheit in fragwürdiger psychiatrischer Beleuchtung.

Von Martin Havenstein.

Ueber Nietzsche's Geisteskrankheit besitzen wir ein sehr ausführliches ärztliches Gutachten, eine Diagnose von 194 Druckseiten: das Buch des jetzt verstorbenen bekannten Leipziger Psychiaters B. J. Möbius, in dritter Auflage, betitelt „Nietzsche“. (Ausgewählte Werke von B. J. Möbius, Band V, in Leipzig bei Joh. Ambrosius Barth.) Das fesselnd geschriebene Werk hat viel Beifall, aber auch viel Widerspruch gefunden. Wie mir scheint, ist damit das über Nietzsche's Krankheit liegende Dunkel nicht gelichtet.

„Der Mangel an Harmonie, die ungleichmäßige Entwicklung der einzelnen Fähigkeiten ist das Merkmal der großen Talente und der Genies überhaupt; sie sind in diesem Sinne samt und sonders pathologisch und Ergebnisse der Entartung.“ (S. 52.) Dieser angesichts eines Raffael, Mozart und Goethe doch mindestens befreundende Satz ist bezeichnend für Möbius' ganze Art, hervorragende Geister psychiatrisch zu untersuchen und ihnen die volle Gesundheit abzusprechen. Es liegt etwas Wahres darin, gewiß, etwas tief und ergreifend Wahres, aber dieses Wahre ist zu grob und zu kategorisch ausgeprochen. Es ist, als wollte man Nervenfäden mit einem Fleischermesser sezieren. Diese derbe, unbedenkliche und unbedingte Art, zu reden und zu urteilen, ist nicht ohne Reiz. Sie macht einen kraftvollen, freimütigen Eindruck und erfreut durch Klarheit und Entschiedenheit. Man empfindet das, auch wenn man, wie ich, das Buch mit vielfachem lebhaften Widerspruch liest. Aber dieser Eindruck kann die entgegengesetzte Empfindung nicht aufheben, daß Möbius' ganze Betrachtungsweise bei seiner Untersuchung der Genialität unangemessen ist. Sie ist nicht nur verlegend (darüber müßte man schließlich hinwegkommen), sondern auch sachlich unzutreffend. Man vermisst in seinen Urteilen nicht nur das volle Bewußtsein von der Relativität der Begriffe Krankheit und Gesundheit, sondern auch das rechte Verständnis für die geistigen Inhalte der von ihm kritisierten genialen Lebensäußerungen. Und wie sollte man ohne dieses Verständnis die geniale Psyche erfassen können? Wie der Unmusikalische Mozarts Psyche nicht völlig verstehen kann, so ist der unphilosophische Mensch nicht befähigt, in Nietzsche's Seelen-

leben wahrhaft einzudringen und darüber zu urteilen. Möbius aber erweist sich in seinem Buche über Nietzsche in philosophischer Hinsicht durchaus unzulänglich. Was er darin über Nietzsches Philosophie zum besten gibt, steht auf einer recht niedrigen Stufe. Mit Genugthuung konstatiert der Verfasser der Schrift über den „physiologischen Schwachsinn des Weibes“, daß Nietzsche über „die Weiber“ „richtig“ urteile. Außerdem erkennt er beinahe nur die Hervorhebung der physiologischen Werte in Nietzsches späterer Philosophie an, und zwar auch dies in einer schulmeisterlich anmaßenden Weise. (S. 132.) Fast alles übrige in Nietzsches an bedeutenden philosophischen Gedanken so überreichen Schriften behandelt er mit Geringschätzung und einer zuweilen geradezu komischen Ueberlegenheitsmienne. Die Lehre von der ewigen Wiederkehr des Gleichen, die Himmel und Ewold so fein gewürdigt haben, ist ihm „das Schwachsinntige“, was Nietzsche vorgebracht hat. Man spürt in solchen Aeußerungen den Nur-Mediziner und denkt an die Worte Mephistos:

Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern usw.

Kann man erwarten, Möbius werde ein Seelenleben nach seiner psycho-physiologischen Seite richtig beurteilen, für dessen rein geistige Seite er so wenig Verständnis besitzt?

Möbius versichert, „daß Nietzsche schon in Leipzig geschlechtlichen Verkehr gehabt habe und daß er später von Zeit zu Zeit mit den Personen, die sich nun einmal den männlichen Bedürfnissen zur Verfügung stellen, Beziehungen gehabt habe“. Er stützt sich dabei auf „Gewährsmänner, deren Name freilich nicht genannt werden soll“, daneben auf die Ueberlegung, daß Nietzsche als geborener Moralist „schon vom Apfel zu essen gezwungen war“. Diese Ueberlegung ist sicherlich richtig, die ungenannten Gewährsmänner aber sind, wie es scheint, von zweifelhafter Natur. In dem ersten bisher erschienenen Bande ihrer neuen, kürzeren Nietzsche-Biographie, betitelt „Der junge Nietzsche“ (Leipzig 1912 bei Alfred Kröner), erklärt Frau Förster-Nietzsche in einer Anmerkung zu S. 183, Möbius gründe sich mit seiner Behauptung allein auf eine Aeußerung Overbeds, Overbed aber, darüber zur Rede gestellt, habe noch kurz vor seinem Tode energisch dagegen protestiert, jene Aeußerung jemals getan zu haben. Außerdem teilt sie zwei an sie gerichtete Briefe (von Roscher und von Wachsmuth) mit, aus denen hervorgeht, daß Nietzsches intime Leipziger Freunde, vor allem Erwin Rohde, sämtlich fest überzeugt waren, Nietzsche habe in geschlechtlicher Beziehung „wie ein Heiliger“ gelebt. Und wer den jungen Nietzsche aus seinen Briefen gründlich kennt, dem wird es in der Tat schwer werden, das Bild seiner Persönlichkeit mit dem von Möbius behaupteten „Verkehr“ zusammenzureimen. Viel eher kann man sich denken, daß der spätere Nietzsche — der „freie Geist“ und Bewunderer Voltaires und der französischen Moralisten, der Prediger der „moralisfreien“ Tugend, der den Zynismus liebt und auch ein erotisches Späßchen nicht scheut — „vom Apfel gegessen“ habe. Allein dies entzieht sich unserer Kenntnis, und es wird auch der häßlichen Neugierde, die das Menschliche, Allzumenschliche eines großen Mannes so gern aus seiner natürlichen Verborgenheit ans Licht zerrt, schwerlich gelingen, den Schleier aufzuheben. Jedenfalls ist Möbius in diesem Punkte zu unbedenklich verfahren, wie denn Prof. Wachsmuth den erwähnten Brief an Frau Förster-Nietzsche mit folgenden Worten schließt: „Uebrigens darf ich hinzufügen, daß gegenwärtig, soweit meine Kenntnis reicht, in Leipzig kein Mensch an Möbius' Fiktionen glaubt, auch keiner von den Medizinern; letztere sogar am allerwenigsten, da sie ihren Kollegen genügend kennen.“

Möbius hat die Grenzen, die uns auf diesem unsichern Boden gezogen sind, ferner überschritten, wenn er behauptet, Nietzsche habe sich durch syphilitische Ansteckung den Keim zur progressiven Paralyse geholt, die Ende 1888 in Turin ausgebrochen sei, sich aber schon seit 1881 in wiederholten langandauernden Erregungszuständen angekündigt habe. Gewiß, möglich ist die Krankheitsgeschichte, die er erzählt, aber auch nicht mehr. Sicher ist weder, daß Nietzsches Krankheit wirklich Paralyse war (Frau Förster-Nietzsche bestreitet es befanntlich unter Berufung auf ärztliche Aussagen), noch daß er sich die Krankheit auf die von Möbius angenommene Weise zugezogen hat, noch endlich, daß er vor Ende 1888 schon geisteskrank gewesen ist.

Gegen die Paralyse überhaupt spricht die „lange Dauer der Blödsinn-Zeit“, die Möbius selbst „ungewöhnlich“ nennt, ferner, daß die gewöhnlichen Paralytiker-Fehler in Nietzsches

Sandschrift bisher nicht nachgewiesen sind (selbst das Manuskript des „Eccce homo“, in dessen Anhalt sich die Krankheit schon deutlich ankündigt, ist, wie Raoul Richter versichert, ein wahres Muster von Druckmanuskript), endlich, daß nach den von Möbius (S. 113) zitierten Mitteilungen L. Lewins der Chloralmißbrauch zu Störungen des geistigen Lebens, ja „zu einer ausgebildeten Geisteskrankheit“ führen kann. Da wir wissen, daß Nietzsche zuzeiten, vor allem zuletzt, sehr viel Chloral genommen hat, so liegt es nahe, diesem Umstande (daneben vielleicht einer exerbten, in der Migräne zum Ausdruck kommenden Anlage) vor allem seine Erkrankung zuzuschreiben. Nehmen wir aber auch an, Nietzsche habe wirklich Paralyse gehabt, so ist die Ursache, die Möbius annimmt, zwar sehr wahrscheinlich, aber doch nicht über allen Zweifel erhaben. In dem von Binswanger und Siemering herausgegebenen Lehrbuch der Psychiatrie (2. Auflage, Jena 1907) schreibt Wollenberg seine Ausführungen über die Aetiologie und Pathogenese der Paralyse mit der Erklärung, „daß die Dementia paralytica in der ganz überwiegenden Mehrzahl der Fälle eine postsyphilitische Erkrankung ist, daß aber zu ihrer Hervorbringung noch andere Schädlichkeiten notwendig sind, von denen wir bis jetzt nicht mit Bestimmtheit sagen können, daß sie nicht auch allein unter Umständen den paralytischen Prozeß erzeugen können.“ (S. 342.)

Endlich aber und vor allem: ist die ganze Geschichte fragwürdig, die Möbius von Nietzsches Geisteskrankheit vor ihrem eigentlichen Ausbruch erzählt. Er zeichnet eine Krankheitskurve mit mehreren Höhepunkten, die mit der Abfassung des vierten Buches der „Fröhlichen Wissenschaft“, des „Zarathustra“ und der Schriften von 1888 zusammenfallen sollen. Die Beweise findet er in der Art dieser Schriften und brieflicher Aeußerungen aus derselben Zeit. Es ist auch wirklich manches darin, was den Gedanken an eine sich ankündigende Geisteskrankheit nahe legt: die immer stärkeren Aeußerungen des Selbstgefühls, die Maßlosigkeiten der Polemik und die schriftstellerischen Geschmacklosigkeiten. Aber zwingend ist der Schluß aus diesen Anstößigkeiten auf eine Geisteskrankheit nicht. Sie alle, selbst die großwahnsinnig klingenden Aeußerungen Nietzsches, sind schließlich zu begreifen, wenn man die Leidenschaftlichkeit seines Temperaments und die Wirkung bedenkt, welche die zunehmende Vereinsamung auf ihn haben mußte. Hätte er seit seiner Abwendung von Wagner die bewundernde Anerkennung seiner Freunde und Freundinnen behalten, er hätte die Selbstkritik nicht in dem Maße verloren, wie es nun geschah. Aber er erfuhr seit 1877 eine Nichtachtung, die ihm mehr und mehr die Besonnenheit raubte und seine einst so edle Rede in ein immer nervöseres Geschrei verwandelte. Außer dem einen Peter Gast hatte er zehn Jahre lang keinen Menschen, der ihn nach Gebühr würdigte. Man mache sich klar, was das für einen Schriftsteller vom Range und Ehrgeiz Nietzsches bedeutet! Sehr begreiflich, daß er darüber auch den inneren Zusammenhang mit der Mittelmenschheit und eben damit den Halt und die Kontrolle verlor, die sie uns gewährt. Nietzsche war wie ein irrender Stern, der aus der Bahn gerät, weil er keine Nachbarsterne hat, die ihn halten. Niemand beriet ihn bei der Produktion und Herausgabe seiner Schriften, daher findet sich darin manches recht Schwache und Geschmacklose. Niemand wollte ihn hören, als er ruhig und besonnen sprach, und so erhob er seine Stimme und redete immer lauter, schriller und hitziger. Und weil man ihm die gebührende Schätzung verweigerte, so geriet sein Selbstgefühl in eine Gereiztheit, die sehr starke Selbstüberhebungen psychologisch verständlich macht. Wie stark wir hierbei rein psychische Momente in Betracht zu ziehen haben, dafür scheint mir am deutlichsten die Rolle zu sprechen, die in Nietzsches Leben der „Zarathustra“ gespielt hat. Fast immer, wenn er auf dieses Werk zu sprechen kommt, in Briefen und Schriften, überschreitet er die Grenzen, die nach unserem Empfinden einer normalen Selbstschätzung gezogen sind. Der „Zarathustra“ erscheint stets gleichsam umgibt von den bläulichen Lichtern des Irwahnens, und zwar auch dann, wenn Nietzsche im übrigen durchaus in den Grenzen des Normalen bleibt. Diese Tatsache ist für die rein psychiatrische Betrachtung ein Rätsel. Sie erklärt sich, wie mir scheint, aus dem, was Nietzsche einmal die „Rantüne des Großen“ nennt. „Alles Große“, sagt er im „Eccce homo“, „ein Werk, eine Tat, wendet sich, einmal vollbracht, unverzüglich gegen den, der sie tat. Ebendamit, daß er sie tat, ist er nunmehr schwach — er hält seine Tat nicht mehr aus, er sieht ihr nicht mehr ins Gesicht.“ Eine solche für den Täter gefährliche Tat war für Nietzsche

der „Zarathustra“. In diesem, den erhöhtesten Stunden seines Daseins entsprungener Werk hatte er die Bahn des philosophischen Schriftstellers verlassen und den Mantel des Propheten umgeschlagen. Er hatte sich erkühnt, vor der Öffentlichkeit als etwas aufzutreten, was er — als einen Teil seines vielfachen Wesens — zwar in sich trug, was er aber doch nicht wirklich, nicht ganz war. Nun hielt er seine Tat nicht mehr aus: sie war größer als er selbst und reizte daher unaufhörlich sein Selbstgefühl. Sobald er sie zu Gesichte bekam, redete er sich innerlich gewaltsam auf, um ihr nicht zu erliegen. Diese Seelenvorgänge, die menschlich durchaus verständlich sind, bergen nach meinem Empfinden die tiefste Wurzel der Tragik, die Nietzsche's ganzes Leben durchzieht. Möbius' Buch verrät davon nicht einen Hauch. Er ist eine viel zu kühle, nüchterne und grobe Natur, um solche tiefinnerlichen Erlebnisse eines leidenschaftlichen, zarten und in sich gelehrten Geistes nach-erlebend zu verstehen.

Außerdem übertreibt Möbius stark, indem er sehr viele Beweistellen anführt, die meines Erachtens weder Geschmacklosigkeit noch ein krankhaftes Selbstgefühl verraten. Wenn Nietzsche z. B. in einem Brief an Brandes seine Augen rühmt, daß sie „die Prophezeiungen der allerbesten deutschen Augenärzte zuschanden gemacht hätten“, so vermag ich absolut nicht zu sehen, was daran anstößig sein soll. Ebenjowenig, wenn er seiner Schwester gegenüber seine Vereinsamung beklagt und dabei sagt: „Der eine schwenkt hierhin ab, der andere dorthin, nur gerade der Unabhängigste nicht, der allein übrig bleibt und vielleicht, wie in meinem Falle, gerade schlecht zu dieser radikalen Vereinsamung taugt.“ Niemand kann doch bestreiten, daß Nietzsche in dem Freundeskreise, dem er angehörte, tatsächlich der Unabhängigste war, daß er also mit dieser Aufsehung vollkommen recht hat. Ja, ich kann es auch nicht krankhaft finden, wenn Nietzsche in einem Brief an Rohde sich einmal als Stilist neben Luther und Goethe stellt, denn ich meine — und viele meinen es —, daß er auch damit einfach recht hat. — Völlig falsch ist es ferner, daß Nietzsche in den fraglichen Jahren mit manchen Freunden „ohne zwingenden Grund“ gebrochen habe und daß er „gegen andere maßlos grob bei geringen Gelegenheiten“ geworden sei. Man fragt sich hier, ob der so Urtheilende denn überhaupt Nietzsche's Leben gekannt habe. Wenn dem armen, vielgeplagten und verkannten Manne seinen verständnislosen Freunden und Bekannten gegenüber einmal die Galle ein wenig überließ — es geschah selten genug und nie ohne Grund —, so braucht man ihn deshalb wirklich nicht für krank zu halten, sondern man hat bei genauem Zusehen fast immer Grund, seine Lebenswürdigkeit, Höflichkeit und Geduld zu bewundern. — Auch von den Geschmacksverirrungen böser Art, die Möbius anführt, kann ich nur wenige gelten lassen. Das „Eiselfest“ und einige andere Dinge in dem „Zarathustra“ sind auch nach meinem Gefühl Geschmacksverirrungen böser Art. Sie erklären sich indessen in der oben angegebenen Weise. Wenn aber kühne Bilder wie „ein alter brauner Tropfen goldenen Glücks“ und „rechtwinklig an Leib und Seele“ wirklich bewiesen, daß Nietzsche in Folge der zerstörenden Giftwirkungen der nötigen Demnungen fehlten, so müßten Rainer Maria Rilke, Dantehendey und viele andere moderne Dyrker längst im Irrenhause sitzen. Ja, ich glaube, daß dann selbst Goethe und Schiller vor dem Verdacht, Paralytiker gewesen zu sein, nicht mehr sicher wären. Hier ist der Mangel an Geschmack und Urtheil nicht auf Nietzsche's, sondern auf Möbius' Seite.

Zu alledem kommt nun, daß bei Möbius' Krankheitskonstruktion die folgende, überaus sonderbare Tatsache zu verzeichnen wäre: „Trotz und während der Geisteskrankheit wächst Nietzsche's Geist und trägt Früchte.“ (S. 128.) Möbius selbst bemerkt dazu: „Ich kenne keinen solchen Fall, und auch in den Lebensgeschichten der berühmten Leute, die an Paralyse gestorben sind, ist nichts Ähnliches zu finden.“ Er findet nur, daß eine Steigerung der Leistungen durch die Paralyse „nicht ganz undenkbar“ sei. Nun, damit kritisiert er sich selbst aufs schärfste. Da seine Behauptungen über Nietzsche's Krankheit schon an sich nicht allzu wahrscheinlich sind, so werden wir, um sie zu retten, gewiß nicht eine Annahme machen, die aller bisherigen Erfahrung widerspricht. Seine ganze Darlegung verliert damit jede Spur von Gewißheit. Es kann so gewesen sein wie er meint. Aber wahrscheinlich ist es nicht, sondern eher unwahrscheinlich.

Eine Märtyrerin der Philosophie.

Von Dr. R. Salinger.

Der Name der Hypatia, der schönen und geistvollen Märtyrerin des Heidentums, wird auch in unserer Zeit noch hin und wieder genannt, wenn auch den wenigsten mehr als der Name und eine ungefähre Kenntnis ihres tragischen Schicksals geläufig sein dürfte. Und doch verdient sie es, daß man sich etwas eingehender mit ihr beschäftigt; ist sie doch eine der edelsten und anziehendsten Gestalten aus der Zeit jenes ungeheuren und trotz aller aufhellenden Arbeit geschichtlicher und religionsgeschichtlicher Forschung vielfach noch so rätselhaften Gärungsprozesses, in dem die antike Welt in sich zusammenfiel.

Dem größeren Publikum ist Hypatia zuerst durch den vor mehr als einem halben Jahrhundert erschienenen historischen Roman des Engländers Charles Kingsley nähergerückt worden. Dieser merkwürdige Mann, der zu den gefeiertsten Schriftstellern Englands in der zweiten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts zählte, wirkte zugleich als zündender Volksredner in der Westminster-Abtei, trat furchtlos für die Rechte der arbeitenden Klassen ein und besaß bei aller Begeisterung für das Christentum doch auch für die alten und neueren Widersacher seines Glaubens ein vorurteilsfreies Verständnis. Aber so spannend und psychologisch wahrscheinlich die Schilderungen seines Romans auch sind, der übrigens das Vorbild für die bekannten Werke von Georg Ebers, Geo. Tahlor (Wolf Hausrath) und eine ganze Reihe ähnlicher Verfassungen in Deutschland wurde, ein so eigenartiges Licht auch Fritz Rautbner in einem sebenswerten Roman auf die Forscherin von Alexandria geworfen hat, eine wissenschaftlich quellenmäßige Darstellung der Hypatia, ihrer Lebensverhältnisse, ihres Wirkens und ihres tragischen Endes verdanken wir doch erst den sorgfältigen Forschungen einiger deutschen und österreichischen Philologen, wie R. Hoche, Stephan Wolff, W. A. Meier u. a.

Hypatia war zwar sicher eine der gelehrtesten und geistig höchststehenden Frauen aller Zeiten, aber keineswegs die erste und einzige Philosophin des Altertums. Es dürfte für manche Leserin überraschend sein, zu erfahren, daß wissenschaftliches Streben und wissenschaftliche Betätigung unter den Frauen des griechischen Altertums, keineswegs so selten war, wie man nach ihrer gebundenen sozialen Stellung anzunehmen geneigt sein könnte. Werden uns doch allein mehr als 70 Namen von Frauen überliefert, die sich alle dem Studium jener „königlichen“ Wissenschaft gewidmet hatten. So schon die angebliche Gattin des Pythagoras, Theano, von deren zahlreichen Schriften noch ein Fragment ihres Buches über die Strennigkeit und sieben Briefe erhalten sind, ferner Phintys, die Tochter des Königs Kallikrates, von deren Schrift über die Sittsamkeit wir noch ein Bruchstück besitzen; sodann jene halb historische, halb mythische askadische Priesterin Diotima, wie es heißt gleichfalls eine Schülerin des Pythagoras, der Sokrates im Platonischen „Symposion“ seine wunderbare Rede über den göttlichen Erös in den Mund legt, wohl das Schönste und Tiefstnügste, was je von Philosophen zum Preise der unphilosophischsten aller Leidenchaften gesagt worden ist; ferner aus viel späterer Zeit die Platonikerin Klea, welcher Plutarch seine Schrift über die Ehe und die Tugenden der Frauen gewidmet hat; die hl. Katarina, eine christliche Neuplatonikerin, die, 307 als Märtyrerin getötet, von den philosophischen Fakultäten zu Paris und Wittenberg zur Schutzpatronin erkoren wurde; Julia Mammäa, die Mutter des Kaisers Alexander Severus, deren Name mit dem Ruhm des ersten christlichen Religionsphilosophen Origenes innig verknüpft ist, u. a. m.

Alle diese gelehrten Frauen des Altertums aber übertraf Hypatia, welche man mit dem englischen Dichter und Freidenker John Toland (1720) wohl eine der schönsten, tugendhaftesten, wissenschaftlichsten, in jeder Beziehung vollkommensten Frauen alter und neuer Zeit zu nennen berechtigt ist. Nicht nur ihre Anhänger und Freunde, auch ihre erbittertesten Gegner haben ihr dieses Lob gespendet. Nach den leider nur zu dürftigen, zum Teil einander widersprechenden Berichten, die von ihr Kunde geben, darf folgendes als gesicherte geschichtliche Wahrheit über sie angesehen werden.

Hypatia, die Tochter des Mathematikers Theon, war wahrscheinlich im Jahre 355 n. Chr. in Alexandria geboren. Ihr Vater, dessen Blütezeit etwa in die Regierungszeit Theodosius des Großen (379–95) fällt, hat sich durch Berechnung der Sonnenfinsternis von 365 bekannt gemacht, neben mathematisch-astronomischen Schriften aber auch, dem mythisch-aber gläubigen Zuge der Zeit folgend, Abhandlungen über die Wahrzeichen, die Vogel-schau und die Stimme der Raben verfaßt. Alexandria, obz-

wohl durch das wüste Treiben christlicher Fanatiker schon schwer geschädigt, war wie sehr seit mehr als fünf Jahrhunderten immer noch der Hauptstift und Mittelpunkt der antiken Wissenschaft. Das Museum, die großartige Stiftung des Ptolemaeus Philadelphus — eine Art Weltakademie, in der ständig berühmte Gelehrte, einheimische und fremde, auf Staatskosten der Pflichten der Wissenschaften lebten —, die großen Bibliotheken und viele gelehrte Schulen zogen Wissensdürstige aus allen Teilen der Welt dorthin. Hier blühten auch die wichtigsten christlichen Bildungsstätten, namentlich die bekannte, von Athenagoras gegründete, durch Clemens und Origenes berühmte gewordene Katechetenschule, die Erwachsene durch philosophische Begründung der Dogmen fürs Christentum zu gewinnen suchte. Hier wurde die Medizin so eifrig und erfolgreich getrieben, daß es für einen Arzt keine größere Empfehlung gab, als in Alexandria studiert zu haben. Hier blühten endlich zwei Philosophenschulen, die von Anatolius begründete aristotelische und die von Ammonius Sakkas um 200 n. Chr. gestiftete neuplatonische.

Der Neuplatonismus, obwohl zwei Jahrhunderte nach dem Stifter des Christentums entstanden, wurzelt doch, ebenso wie der ihm vorausgehende Neupythagoreismus, fast ganz in der vorchristlichen Philosophie. Hervorgegangen aus der tiefen inneren Unbefriedigung und Verzweiflung am Leben, die sich damals, ähnlich wie heute, inmitten einer glänzenden und überfeinerten Zivilisation, der Menschheit zu bemächtigen begann, erscheint er als ein letzter großartiger Versuch, durch Befriedigung der intellektuellen und religiösen Bedürfnisse der Zeit die absterbende antike Welt zu verjüngen. Zu diesem Zweck sucht er platonische und aristotelische Gedankenelemente mit orientalischer Mystik und jüdisch-christlichen Lehren zu verschmelzen. Sein bedeutendster Vertreter ist Plotin, ein tiefstanziger, mehr mystischer als klarer Denker, den man durch einen Vergleich mit Schelling oder Franz v. Baader, in gewissen Sinne auch mit Ed. v. Hartmann, charakterisieren kann. Seine Auffassung von Gott und Welt, von der Seele und ihrer Verstrickung in den Banden der Sinnlichkeit, hat sehr viel Verwandtes mit den ersten Versuchen einer christlichen Religionsphilosophie, die etwa gleichzeitig oder wenig früher hervortrat und die man unter dem Namen des Gnostizismus zusammenzufassen pflegt. Beiden gemeinsam ist die ausgiebige Verwendung platonischer Grundanschauungen und jener schwärmerische, weltablehnende Zug, der sich, einem alles durchdringenden Rebel oder Schatten gleich, seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts etwa über die alternde antike Welt zu legen begann und der Ausbreitung des Christentums am wirksamsten Vorstoß leistete. Plotin schämte sich, einen Leib zu haben; die ganze Erscheinungswelt ist ihm nur ein trübes Gemisch von Sein und Schein, von Schwäche und Bosheit, die Einzeldinge nur wertlose Scheinbilder ihrer ewigen begrifflichen Urbilder, der Ideen. Des Menschen wahre Glückseligkeit beruht in einem rein geistigen, kontemplativen Leben. Dies erreicht er durch Fleiß aus den Banden des Körperlichen, doch nicht etwa durch gewaltsame Trennung der Seele vom Leibe (Selbstmord), sondern durch allmähliche Ueberwindung der Sinnlichkeit vermöge der Tugend und Askese. Auserwählten, rastlos an ihrer Vervollkommnung arbeitenden Seelen gelingt es auch, sich höher hinauf zu läutern und gottähnlich zu werden. Denn wie das Auge nimmer die Sonne sehen würde, wenn es nicht sonnenhaft wäre — dieser Goethesche Gedanke stammt von Plotin — so muß der Mensch ganz gotthaft werden, um Gott und das Schöne zu schauen. In der ethischen Erhebung schaut die Seele die Quellen des wahren Lebens, Gott (das Gute) und sich in ihm; fortgerissen von göttlichem Enthusiasmus ist sie in ruhiger Einsamkeit, unbeweglich, ganz Licht und Seligkeit.

Es ist hier nicht der Ort, die weiteren Schicksale des Neuplatonismus zu verfolgen, darzulegen, wie die halb rationalistische, halb mystische Lehre Plotins, an die sich merkwürdige Anklänge bei Epätären, namentlich bei Giordano Bruno, Jakob Boehme, Epinoza, aber auch bei Schelling und Schopenhauer, finden, von seinen Fortsetzern, namentlich von dem Syrer Jamblich, durch Zutut orientalischer Religionsphantasmen und pythagoreischer Zahlenpietereien zum wüsten Dämonen- und Wunderglauben verzerrt wurde. Aus Jamblichs Schule ist auch der Kaiser Julianus Apostata hervorgegangen, jener romanische Epätling des Hellenismus, den D. Fr. Strauß in einer meisterhaften Studie geistreich charakterisiert und mit Friedrich Wilhelm IV. in Pa-

rallele gestellt hat. Wir durchzauen heute, warum sein Versuch einer Erneuerung des heidnischen Polytheismus mit Hilfe der mystischen Elemente der platonischen Philosophie notwendig scheitern mußte. Vergebens suchte er die Symbole und Sacramente des Christentums durch Wiederbelebung des Sonnenkultus und der antiken Mysterien zu bekämpfen. Das Volk, auf dem doch zuerst und zuletzt alle Religion ruht, verlangte nach sachlicheren Befriedigungen seiner stets geschäftigen Wunderlust und fand die mystische Volkshaft vom gestorbenen und wiederauferstandenen Gottesohn einleuchtender und ergreifender als die erklügelte Mischung theosophischer Spekulationen und dialektischer Spitzfindigkeiten.

Von dem fahlen Hintergrunde dieser versinkenden und verdämmerten Welt hebt sich als eine der reinsten und wohlwendigsten Gestalten die der schönen und geistreichen Philosophin von Alexandria ab, wenn auch, in Folge der lüdenhaften Ueberlieferung, nur in schwankenden und unbestimmten Umrissen. Früh scheinen ihre ungewöhnlichen Gaben hervorgetreten und durch den gelehrten Vater trefflich entwickelt worden zu sein. Und zwar war ihre mathematische Begabung, wie es scheint, kaum geringer als die philosophische; denn sie hat eine ganze Reihe von Schriften über Arithmetik, Geometrie und Astronomie verfaßt und namentlich die Theorie der diophantischen Gleichungen gefördert. In der Philosophie hat sie aller Wahrscheinlichkeit nach nicht nur den Unterricht ihres Vaters und anderer in Alexandria lebender Neuplatoniker genossen, sondern, wie wenigstens Suidas berichtet, auch in Athen studiert, wo die berühmte, erst durch Justinian (529) aufgehobene Platonische Akademie damals eine schwache Nachblüte erlebte. Jedenfalls war ihre philosophische Bedeutung und Lehrbefähigung hervorragend und anerkannt genug, daß sie um das Jahr 400 offiziell zur Leiterin der neuplatonischen Schule in Alexandria gewählt wurde.

Wie sie sich im einzelnen zu den Lehren dieser Schule, insbesondere zu den oben erwähnten Systemen des Plotin und Jamblich gestellt hat, ist allerdings nicht mehr deutlich zu ersehen, da der fanatische Haß ihrer christlichen Gegner für die Vernichtung aller ihrer Schriften gesorgt hat. Es scheint indessen, daß sie sich gegen die theurgischen und magischen Ausartungen der späteren Schule ablehnend verhalten hat. Darauf läßt wenigstens eine Bemerkung des Damascius, des letzten Vorstehers der Schule von Athen, in der von ihm verfaßten Biographie seines Vorgängers Iidorus schließen, in der er die Hypatia als „Freundin der Geometrie“ gegen den „wahren Philosophen“ Iidorus zurücksetzt. Da Iidorus und sein Schüler Damascius der mystisch verworrenen Richtung des Jamblich huldigten, so scheint diese Stelle anzudeuten, daß Hypatia die nüchternere logische und mathematische Gedankenentwicklung vor den absurden Geheimnisträumen der Schule bevorzugte. Im übrigen dürfen wir uns freilich von ihrer philosophischen Eigenart und Selbstständigkeit keine allzu hohe Vorstellung machen. Die Jungfrau im Philosophenmantel war sicher mehr reproduktiv als schöpferisch, wenn sie auch als Lehrerin eine glänzende und einflussreiche Wirksamkeit erlangte. Durch Schönheit, Anmut, Verehrbarkeit und Sittenreinheit ausgezeichnet, sammelte sie zahlreiche Hörer um sich, die sie ebenso für ihre Person wie für ihre Lehre zu begeistern mußte. Zu ihren Schülern gehörten Eusebius, der philosophische Bischof von Ptolemais, der Neuplatonismus und Christentum zu versöhnen suchte, der Sophist Troilus, der Lehrer des Kirchenhistorikers Sokrates, Eupotius, des Eusebius Bruder und Antsnachfolger, der Neuplatoniker Hierokles, der Nachfolger Hypatias in der Leitung der alexandrinischen Schule, u. a.

Der Umstand, daß sich nicht wenige Christen unter ihren Schülern finden, hat zu der Vermutung Anlaß gegeben, daß sie selbst Christin gewesen sei. Das ist ganz und gar unglauhaft — wenn sie auch vielleicht über das Christentum toleranter dachte als andere Neuplatoniker — und wird schon durch ihr letztes Schicksal widerlegt. Auch verheiratet ist sie nicht gewesen, wie Spätäre im Anschluß an Suidas berichtet haben. Wenn dieser sie die Gattin des Philosophen Iidorus von Gaza nennt, so wird diese Angabe schon dadurch hinfällig, daß Hypatia, 60 Jahre alt, im Jahre 415 starb, während der genannte Philosoph, einer der letzten Neuplatoniker, erst lange nach ihrem Tode geboren wurde. Aber sie ist überhaupt nicht vermählt gewesen, trotz ihrer geistigen und körperlichen Vorzüge, weil sie als echte Platonikerin das Sinnliche verachtete. Deshalb trug sie öffentlich den nichts weniger als

Heißamen Philosophenmantel (Tribon) und wies, wie bestimmte Nachrichten bezeugen, selbst ehrenvolle Anträge vornehmer Bewerber zurück, indem sie sie durch geistvollen Spott oder, wie das Volk sich zurauente, durch Zaubersprüche von ihrem Liebeswahn heilte.

Ueber das tragische, ja grauenhafte Ende, das ein erbarmungsloses Schicksal der hochmüthigen Frau ausgespart hatte, sind wir nur durch einen ziemlich dürftigen Bericht des Kirchenhistorikers Sokrates unterrichtet, dem alle Späteren folgen. Er erzählt (Hist. eccles. VII, 15): „Alle schätzten Hypatia hoch wegen ihrer Gelehrsamkeit, Bescheidenheit und Eitfamskeit. Gegen diese nun erhob sich damals (415) der Meid. Denn da sie öfters mit Orestes verkehrte, so erzeugte dies eine üble Nachrede über sie bei der christlichen Bevölkerung, daß sie es wäre, welche nicht zuließe, daß sich Orest mit dem Bischof Cyrill freundschaftlich ausöhnte. Es verschworen sich demnach hitzige Männer, welche der Vektor Petrus anführte, und sie laurten der Frau auf, als sie irgendwoher sich nach Hause begab. Sie sogen sie vom Wagen herab, sähepten sie in die Cäsarische Kirche, rissen ihr die Kleider vom Leibe, töteten sie mit Schwerden (nach einer anderen Version mit Austeruschalen), zerrissen sie in Stücke, brachten die Glieder an einen Ort, welcher Minaron (Schindanger) genannt wird, und vertilgten sie dort mit Feuer. Dieses verursachte dem Cyrill und der Kirche von Alexandria nicht geringen Tadel. . . Dieses ist geschehen im 4. Jahre des Episcopates des Cyrillus, als Honorius zum zehnten- und Theodosius zum sechstenmal Konsuln waren, im Monat März zur Zeit der Fasten.“

Zum Verständnis dieser Iakonischen Zeilen mag kurz folgendes bemerkt werden. Den Patriarchenstuhl von Alexandria nahm seit 412 Cyrill ein, ein früherer Mönch aus dem Kloster Nitria in Nordafrika, eine jener in der Kirchengeschichte nicht seltenen widerwärtigen Gestalten, in denen sich fanatischer Glaubenseifer, clerikale Herrschsucht und hierarchische Schlaubheit die Wage halten. Schon vorher hatte er von seiner gewaltthätigen Rücksichtslosigkeit im Dienste der kirchlichen Orthodozie mehrfach Proben abgelegt. Kaum hatte er den Bischofsstuhl bestiegen, als er den häretischen Novatianern alle Kirchen und ihrem Bischof sein ganzes Vermögen wegnahm; ebenso beraubte er die Juden ihrer Synagogen, vertrieb sie aus der Stadt und verteilte ihr Vermögen unter das christliche Volk. Es kam darüber zu ärgerlichen Auseinandersetzungen mit dem kaiserlichen Statthalter Orest, der sich über den gewaltthätigen Bischof in schärfster Weise beim Kaiser Theodosius II. beschwerte und seine Absetzung forderte. Verschiedene Versuche, die der schlaue Kirchenfürst machte, den Statthalter auf seine Seite zu ziehen, scheiterten an dessen ehrenhafter und rechtlicher Gesinnung. Es scheint nun, daß Cyrill die heidnische Philosophin, deren Wirtin und Beliebtheit ihm ohnehin ein Dorn im Auge waren, im Verdacht hatte, daß sie den Orest, mit dem sie freundschaftlich verkehrte, gegen die Christen beeinflusse, und daß er deshalb ihre Beseitigung wünschte. Da Hypatia sich mit Philosophie und Astrologie beschäftigte, war es leicht, sie dem unwissenden und abergläubischen Pöbel als Erzhexe und Zauberin zu verdächtigen. Ob der Bischof ihre Ermordung direkt angestiftet, läßt sich heute nicht mehr mit voller Sicherheit feststellen; daß sie nicht ohne sein Vorwissen und seine Billigung geschah, geht schon daraus hervor, daß er die mönchischen Rädelsführer nicht nur selbst nicht bestrafte, sondern seinen ganzen Einfluß bei dem schwachen, von klerikalen Elementen beherrschten Kaiser Theodosius ausbot, um sie der gerechten Bestrafung durch die weltliche Behörde zu entziehen. In jener wildbewegten Zeit, wo kirchliche Lehrstreitigkeiten durch bewaffnete Banden, mit Knütteln und Messern ausgesprochen wurden, kam es auf einen ad maiorem Dei gloriam verübten Mordschlag mehr oder weniger eben nicht an.

Doch wenden wir den Blick von diesen Creueln einer unwissenden, abergläubischen, fanatisierten Menge zuletzt noch einmal zurück zu dem heheltvollen Bilde der jungfräulichen Philosophin und geben einem ihrer Zeitgenossen und Schüler, dem Dichter Palladius, das Wort, der den Eindruck ihrer Persönlichkeit in folgenden Versen der „Anthologie“ (IX, 40) festzuhalten versucht hat:

„Bewundernd blick ich auf zu dir und deinem Wort,
Wie zu der Jungfrau Sternbild, das am Himmel prangt;
Denn all dein Lutz und Denken strebet himmelwärts,
Hypatia, du Edle, süßer Rede Born,
Gelehrter Bildung unbefleckter Stern!“

Vor hundert Jahren. 1813.

Aus der Nummer der „Vossischen Zeitung“ vom Donnerstag, den 9ten September 1813.

Berlin, den 7ten September.

Wir eilen, dem Publikum eine so eben durch Estafette hier angelangte Nachricht von einem neuen Siege unserer Armee bei Jüterbod bekannt zu geben. Folgende Schreiben enthalten hierüber die folgenden Details:

Jüterbod, den 6ten September. Nachts 12 Uhr.

Ich beile mich, Ihnen die Nachricht mitzutheilen, daß wir heute nach einem 14stündigen Gefechte bei Jüterbod dem Feinde eine förmliche Niederlage beigebracht und einen sehr glänzenden Sieg ersochten haben. Der Feind, welcher uns mit großer Ueberlegenheit gegenüber stand, wurde früh um 6 Uhr angegriffen.

Wir haben den Feind, welcher sich auf Torgau zurückzieht, 2 Meilen weit verfolgt, und gegen 20 Kanonen und 2000 Gefangene sind die Resultate des heutigen Tages. Die Erbitterung unserer Truppen war groß, daher wurde von der Kavallerie wenig Parolen gegeben. Der Feind wird in der Nacht und mit Tagesanbruch noch kräftiger verfolgt werden, wodurch wir ihm morgen gewiß noch sehr großen Verlust beibringen werden.

Auf dem Schlachtfelde bei Jüterbod, den 6ten September 1813, Abends 10 Uhr.

Schicken Sie Viktoria, meine Freunde, wir haben einen herrlichen Sieg ersochten, die Feinde, 80 000 Mann stark, sind vollkommen geschlagen, viel Gefangene gemacht, weit mehr aber niedergebunden. Die eigentlichen Verluste kann ich noch nicht melden, allein 20 Kanonen und sehr viel Pulverfarrren haben wir schon in Händen, und mehrere werden beim Verfolgen noch eingebracht. Graf Zauenzien hat gegen eine große Ueberlegenheit gefochten. Der Kronprinz hat geäußert, daß die Preußen ihren Ruhm heute aufs höchste gebracht hätten.

Treuenbrücken, den 6ten September.

Die Franzosen sind oberhalb Jüterbod total geschlagen. Der Obrist Baron v. Clouet, Adjutant des Marschall Ney, ist bleisirt und gefangen hier eingebracht, man hat viele wichtige Papiere bei ihm gefunden; viele Gefangene kommen, viele Kanonen sind genommen. Die Franzosen sind von Wittenberg abge schnitten und nehmen deshalb ihre Flucht auf Torgau, wohin sie aufs lebhafteste verfolgt werden. Ich erwarte jeden Augenblick die näheren Details. Beim Abgange der Estafette waren solche noch nicht bekannt, ich bitte daher, mit dieser erfreulichen Nachricht vorläufig zufrieden zu sein.

Berlin, den 8ten September. Vormittags 11 Uhr.

Nach so eben eingegangener offizieller Nachricht aus Jüterbod vom 7ten September waren an diesem Tage bereits gegen 8000 Gefangene gemacht, 40 Kanonen und über 400 Munitionswagen in unseren Händen und die völlige Auflösung des Reichsden Korps mit Gewißheit abzusehen.

Berlin, den 8ten September.

So eben erhalten wir aus dem Hauptquartier Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen nachstehendes

Fünftes Bulletin. (Auszug.)

Die Folgen des Sieges, den der General Blücher am 26ten an der Nalbach davon getragen hatte, sind entscheidend. Die Resultate dieses Tages betragen am 30sten mehr als 14 000 Gefangene, 80 Kanonen und 300 Munitionswagen. Die ganze französische Division des General Rulhob hat am Abend des 26sten vor Löwenberg die Waffen gestreckt, mit Ausnahme von 3—400 Mann, welche, um sich zu retten, sich in den Bober stützten. Der General Blücher hatte am 30sten August sein Hauptquartier zu Holslein bei Löwenberg, und fuhr fort, den Feind lebhaft zu verfolgen. Der General Bennigsen traf am 30sten mit seinem Armeekorps in Breslau ein, und begab sich von da nach Liegnitz, indem er auf derselben Linie mit General Blücher marschierte.

Berlin, den 9ten August.

Zur Feier der Siege, welche das Vaterland von dem Feinde befreit und seine Absichten vereitelt haben, und um den Segen des Allmächtigen für unsern geliebten theuern König, Seine hohen Alliirten und alle Vertheidiger der gerechten Sache gegen den Feind zur eben so glücklichen Fortsetzung des Krieges zu erstehen, wird Sonntag den 12ten d. M. in allen Kirchen der hiesigen Residenz ein feierliches Dankfest begangen werden.

Berlin, den 8ten September 1813.

Departement des Kultus und öffentlichen Unterrichts
Ministerium des Innern,
b. Schudmann,

Theodor Körner.

Der unerwartete Verlust künftiger Hoffnungen ist gewissermaßen empfindlicher, als die plötzliche Einbuße wirklicher Verdienste; die abgestreifte Blüte schmerzhafter anzuschauen, als die vom Sturm angeflohene abgefallene Frucht. Mit jenen verlieren wir noch obenin, was die Einbildungskraft schönes hineinlegte; mit diesen, was die Erfahrung uns von ihrem Werthe vorrechnet; mit jenen die herrliche farbenreiche Zukunft, mit diesen die Vergangenheit und Gegenwart.

Herr Theodor Körner starb den 26sten August 1813, ungefähr 22 Jahre alt. Im Schoße einer angesehenen Familie geboren, (sein noch lebender Vater ist Königl. Ober-Appellationsrath) erhielt er eine ausgezeichnete Erziehung. Früh entwickelten sich seine Talente, mit ihnen seine Leidenschaften und Triebe. Lebhaften Geistes, heftigen Gemüths, des Widerstandes von Personen und Sachen ungeduldig, verband er jugendliches Feuer mit dem Tiefgefühl für Recht und Unrecht, folgte dem untrüglichen Gotte in sich, und gewöhnte sich bald, Schöpfer seiner Welt zu seyn. Schiller, der auf dem Landhause von Körners Eltern das bekannte dröhlige Baschlied dichtete, genann ihn, der damals noch ein Knabe war, sehr lieb, und erkannte wahrscheinlich schon die Anlagen, welche sich seitdem so schön entwickelt haben. Er bezog — vielleicht zu früh — die Universität Leipzig; auf dem Scheidewege der eingebildeten und wirklichen Welt stieß ihm ein verführerisches Abenteuer auf; er sah sich in einen Duellhandel verwickelt, und mußte die Universität verlassen. Er kam nach Berlin, fand die auf liberale Grundzüge neu gebaute Hochschule seinem Ideengang angemessen, nahm Theil an der Lehre, und würde sie erschöpft haben, wenn nach dreimonatlichem Aufenthalt ein kaltes Fieber seine strebsamen Studien nicht unterbrochen hätte. Er reiste zu seinen Eltern nach Dresden, und mit ihnen ins Töplinger Bad. Der Krieg (1812) gab seinem Geiste eine neue Richtung, berief ihn aus der Zwangswelt in das Gebiet der Freiheit, und setzte seinem Genie Flügel an. Er ließ sich in Wien nieder, erhielt beim Theater als Dichter eine Anstellung, die er durch die unter dem Titel „Knospen“ veranstaltete Herausgabe kleiner Gedichte, und durch einige Schauspiele, theils verdient hatte, theils zu verdienen versprach. Seine dramatischen Arbeiten sind „Der grüne Domino“, „Tony“, Schauspiel in drei Akten, „Die Braut“, kleines Lustspiel in einem Akte, „Briny“, ungarisches Trauerspiel. Er war, in jeder Hinsicht der Erfindung, der Zusammenstellung, der Form und Harmonie, ein lebenswüthiger schätzbare Dichter. Er wurde es vorzüglich in seinem Leben, als er im Preussischen Kriege 1813 der Stimme des regen Patriotismus Gehör gab und die Sache der Freiheit und Deutschtum in ippiger Fülle umfaßte. Nichts konnte seinen Lauf aufhalten. Er zerriß alle Bande, elkte nach Breslau, trat in das v. Lühovische Korps. Aus dem Dichter wurde ein Begeisterter. Also sang er beim Ausmarsch, nach der heiligen Kreide des Predigers an ihn und seine Brüder.

Also sang er, als er über die Schlesiße Gränze schritt, das schöne bekannte Lied.

Also dichtete er, bei seiner ersten Verwundung, nach dem Ueberfall des Lühovischen Korps bei Rügen, folgendes Sonnett, und triebelte mit schwacher, zitternder Hand in seine Schreibtisfel sein künftiges Schwanenlied:

Abschied vom Leben.

In der Nacht vom 17ten zum 18ten Juni, als ich schwer verwundet und hilflos in einem Gehölze lag, und zu sterben meinte.

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben,
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage,
Hier steh ich an den Marken meiner Tage,
Gott, wie Du willst, Dir hab' ich mich ergeben.

Viel gold'ne Bilder sah ich um mich schweben:
Das schöne Trauulied wird zur Todtenklage —
Muth! Muth! was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit Dir leben!

Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte, —
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte —

Als lichten Seraph seh ich's vor mir stehen,
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

Und also fiel er am 26sten August 1813 zwischen 11 und 1 Uhr Mittags auf dem Bette der Ehren, bei einem Angriff, den der Major v. Lühov zwischen Gadebusch und Schwerein auf eine feindliche Kolonne machen ließ. Eine Kugel traf ihn durch den Unterleib, und er starb den schönen — und zugleich sanften — Helbentod. Seine Züge blieben unverändert. Der Major v. Lühov ließ ihn nach Webelin bringen. Von allen seinen Waffengefährten geliebt, wurde er den 27sten August zur Erde bestattet, unter einer,

mit passenden Inschriften versehenen Eiche. Seinen und zweier andern Tod rächen 100 erschlagene Franzosen und 25 Gefangene, Reicht sey ihm die Erde!

Aus der Nummer vom
Eonnabend, den 11ten September 1813,

Berlin, den 9ten September, Morgens 7 Uhr.

So eben geht aus dem Divouac bei Langen-Lippisdorf, den 8ten September, die angenehme Nachricht hier ein, daß der General-Lieutenant v. Wobeser, im Verfolg der gewonnenen Bataille, die retirirende feindliche Armee am 7ten Morgens bei Dahme angegriffen, den Ort mit dem Bajonett genommen, den Feind unter Kommando der Marschälle Ney und Dubinat, so wie des Generals Sactot geschlagen, und ihm eine Kanone und 3000 Mann Gefangene abgenommen hat. Man ist im Verfolgen des Feindes begriffen.

Berlin, den 9ten September 1813.
Mittags 12 Uhr.

So eben ist aus dem Hauptquartier Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Schweden hier eingegangen das

Erste Bulletin. (Auszug.)

Hauptquartier Jüterbock, den 8ten September 1813.

Das Resultat der bei dem Dorfe Dennenitz (dessen Namen sie führen wird) gelieferten Schlacht belief sich gestern Vormittags schon auf beinahe 5000 Gefangene, 3 Fahnen, 25—30 Kanonen, und über 200 Pulverwagen. Das Schlachtfeld und die Wege, die der Feind genommen, sind mit Todten und Verwundeten und mit einer großen Menge von Waffen aller Art bedekt. Man hat bereits 6000 Gewehre gesammelt.

Der mit Lebhaftigkeit verfolgte Feind, der die Straße nach Torgau einzuschlagen scheint, wird, bevor er die Elbe erreicht, noch größere Verluste erleiden.

Schon gestern Abend griff der General v. Wobeser, welcher Besatz hatte, mit 6000 Mann von Luckau nach Dahme zu marschiren, in dieser letzten Stadt, worin sich der Fürst von der Moskwa mit den Herzogen von Reggio und Padua befand, einen Theil der feindlichen Armee an, der nach Dresden gehen wollte, und machte 2500 Gefangene.

An der Spitze von 800 Pferden hat der Major v. Hellwig, der die Straße von Schweinitz und Herzberg eingeschlagen, in der Nacht eine feindliche Kolonne angegriffen und derselben 600 Gefangene mit 8 Kanonen abgenommen. Der General Drouot hat mit seinem Kavalleriecorps über 1000 Gefangene gemacht und mehrere Kanonen erbeutet. Mit jedem Augenblicke bringen die leichten Truppen neue Kriegsgefangene ein.

Der Verlust des Feindes an Todten und Verwundeten muß ungeheuer seyn. Der Fürst von der Moskwa hat die Hälfte seines Gefolges verloren. Der Marschall, Herzog von Reggio, stellte sich selbst an die Spitze der Infanterie, die der General Tanzenz angriff. Der General Regnier blieb sehr lange dem Feuer unserer Schützen ausgesetzt, in der Stellung eines Mannes, der sich den Tod wünschte. Man kann rechnen, daß, bis jetzt, der Feind an Todten, Verwundeten und Gefangenen 16—18000 Mann, über 60 Kanonen und 400 Pulverwagen verloren hat.

Der Preussische Verlust ist ansehnlich und kann sich auf 4—5000 Todte und Verwundete belaufen. Gleichwohl eignen sich die Resultate dieses Tages ganz dazu, jeden guten Patrioten durch den Triumph seines Vaterlandes über den Verlust dieser Tapferen zu trösten. Die Schwedischen und Russischen Truppen haben wenig gelitten.

Alle Truppen haben sich um die Wette durch Muth und Hingebung ausgezeichnet. Das bei dieser Gelegenheit von der Preussischen Armee gegebene Beispiel wird und muß im Gedächtnisse aller Krieger leben, wird und muß jeden, der für die Freiheit von Deutschland streitet, elektrisch anfeuern. Diejenigen Russischen und Schwedischen Truppen, welche Antheil an der Schlacht genommen, haben die Anstrengungen ihrer Waffenbrüder tapfer unterstützt.

Der General v. Bislow hat sich mit der Kaltblütigkeit und der Bravour eines Kriegers gezeigt, dessen einziger Zwed der Ruhm seines Königs und die Vertheidigung seines Vaterlandes ist. Die unter seinen Befehlen stehenden Offiziere folgten seinem ehrenvollen Beispiele. Der Prinz von Oelsen-Homburg, die Generale Dppen, Borstell und Thümen, der Oberst Kraft haben sich vorzüglich ausgezeichnet.

Der General Graf Tanzenz hat neue Beweise seines Talents und seiner Besonnenheit abgelegt. Er mußte beinahe den ganzen Tag allein den lebhaften und wiederholten Angriffen des Feindes widerstehen, und hat zum glücklichen Erfolge der Schlacht, sowohl durch die Unerforschtheit, die er gezeigt, als durch die Position, die er eingenommen, sehr viel beigetragen.